

## Schriftenreihe der DHBW Heidenheim

Band 4



Beiträge für die Praxis Sozialer Arbeit  
Dokumentation der Fachtagung für Kooperationspartner am 14.03.2012  
an der Dualen Hochschule Heidenheim, Fakultät Sozialwesen

Prof. Dr. Jürgen Burmeister, Prof. Dr. Andrea Helmer-Denzel

# Impressum

Impressum

© 2013 by DHBW Heidenheim

ISSN 2192-1628

Herausgeber (v.i.S.d.P.)  
Prof. Manfred Träger  
Rektor der DHBW Heidenheim

DHBW Heidenheim  
Marienstraße 20  
89518 Heidenheim  
Tel.: 07321 / 2722 - 131  
Fax: 07321 / 2722 - 139  
[www.dhbw-heidenheim.de](http://www.dhbw-heidenheim.de)

Wissenschaftliche Leitung  
Prof. Dr. Jürgen Burmeister  
Tel: 07321 / 2722 - 431  
Fax: 07321 / 2722 - 439  
[burmeister@dhbw-heidenheim.de](mailto:burmeister@dhbw-heidenheim.de)

# Beiträge für die Praxis Sozialer Arbeit

Dokumentation der Fachtagung für Kooperationspartner am 14.03.2012  
an der Dualen Hochschule Heidenheim, Fakultät Sozialwesen

## INHALTSVERZEICHNIS

### **Vorwort**

Prof. Dr. Andrea Helmer-Denzel und Prof. Dr. Jürgen Burmeister

**Seite 4**

### **Doing gender - Und wir alle sind dabei**

Prof. Dr. Andrea Helmer-Denzel

**Seite 5**

### **Sozialarbeit, Systemtheorie und systemische Beratung**

Prof. Dr. Jürgen Burmeister

**Seite 11**

## VORWORT

Das dreijährige Bachelorstudium an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg ist geprägt von einem steten Wechsel von Theorie- und Praxisphasen. Damit die verschiedenen Studienphasen für die Studierenden nicht unverbunden nebeneinander stehen, erhalten die Studierenden im Studienverlauf immer wieder die Möglichkeit, Verbindungen zwischen Theorie und Praxis zu knüpfen. Zum einen bekommen die Studierenden am Ende einer jeden Theoriephase sogenannte Transferfragen ausgehändigt, mit deren Hilfe sie überprüfen können, inwiefern erlerntes theoretisches Wissen in die täglichen Praxis übertragbar ist. Zum anderen können komplexe Fälle aus der Praxis in den Theoriephasen, in den sogenannten Theorie-Praxis-Seminaren, mit Lehrenden studienrichtungsspezifisch reflektiert werden.

Damit auch die Kooperationspartner der Dualen Hochschule, bei denen die Studierenden beschäftigt sind, in diesen Theorie-Praxis-Transfer eingebunden werden, finden für den Studiengang „Soziale Arbeit“ jährlich Fachtagungen statt. Hier besteht die Möglichkeit des Austausches von hauptamtlich Lehrenden mit Anleiterinnen und Anleitern, die in den sozialen Organisationen die Studierenden als Ansprechpartner betreuen. Anlässlich dieser Fachtagungen werden von den Lehrenden der Dualen Hochschule Themen aufgegriffen, die im theoretischen Ausbildungskanon implementiert sind und die dann - in Form von Vorträgen - auf ihre aktuelle Relevanz für die sozialpädagogische Praxis überprüft und diskutiert werden.

Für die Fachtagung im März 2012 wurden zwei gesellschaftstheoretische Themen präsentiert. Prof. Dr. Jürgen Burmeister zeigt mit seinem Vortrag „Sozialarbeit, Systemtheorie und systemische Beratung“, inwiefern die Luhmannsche Systemtheorie mit der Praxis der systemischen Familientherapie als Methode verknüpft ist und welche Erklärungskraft die Theorie Sozialer Systeme für die Soziale Arbeit an den Schnittstellen mit anderen Funktionssystemen haben kann. Prof. Dr. Andrea Helmer-Denzel erörtert in ihrem Vortrag die Frage, inwiefern das theoretische Genderkompetenz im Alltag von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern Anwendung finden kann, um geschlechtsspezifische Ungleichheiten zu vermeiden.

*Prof. Dr. Andrea Helmer-Denzel und Prof. Dr. Jürgen Burmeister*

# DOING GENDER – UND WIR ALLE SIND DABEI

„Ob Männer harte körperliche Arbeiten übernehmen, andere schützen und verteidigen, in den Krieg ziehen, führen und leiten, Schmerzen wegstecken und Computer programmieren, ob Frauen Kinder groß ziehen, die Hausarbeit erledigen, sich um das Schöne kümmern, sich um Menschen kümmern, bei Schmerzen weinen, wenig öffentliche Macht haben, kommunikationskompetent sind – diese und andere genderspezifische Phänomene haben nichts – oder zumindest nur sehr wenig, glaubt man den Neurowissenschaften – originär mit ihren jeweiligen Geschlechtskörpern zu tun, aber sehr viel mit sozialen Gestaltungsprozessen: nämlich mit der Frage, wie eine Gesellschaft sich und ihre Arbeit organisiert und welche Ideen sie zu ihrer Genderpraxis entwickelt.“ (Rose 2007: 7).

## 1. Doing gender – Und wir alle sind dabei

Im ersten Semester haben die Studierenden des Studiengangs „Soziale Arbeit“ die Möglichkeit, aus verschiedenen methodischen Übungen zu wählen. Eine dieser Übungen trägt den Titel: „Einführung in die Frauen- und Geschlechterforschung“. Aus diesem Themenbereich werden im Folgenden einige „Bausteine“ vorgestellt. Die Frage, die dabei aufgeworfen wird, lautet: In welcher Hinsicht ist gender für die Soziale Arbeit wichtig?

Zunächst einmal steht das Wort „gender“ für Geschlecht. In der englischen Sprache wird hier feiner unterschieden in einmal das biologische Geschlecht und in das soziale Geschlecht. Der Begriff „sex“ steht für das biologische Geschlecht, also die körperlichen Geschlechtsmerkmale, der Begriff „gender“ für das soziale Geschlecht. In der Geschlechterforschung geht man davon aus, dass das biologische Geschlecht alleine nicht dafür steht, dass man zur Frau oder zum Mann wird; sondern dass das soziale Geschlecht - also gender - sozusagen von der Minute der Geburt an, das Neugeborene in ein soziales Geschlecht hineinsozialisiert. Und dies beginnt nicht erst mit der Auswahl des Strampelanzuges oder der Spielsachen, sondern wird in jeder Interaktion mit dem Kind erzeugt. Wie darf man sich das denn nun vorstellen?

Eine Interaktion zeichnet sich durch die physische Präsenz von Personen und deren wechselseitige Wahrnehmung aus. Um handeln zu können, werden Abstimmungen der Interaktionspartner notwendig, also z. B. die Übereinkunft darüber, wie die Situation definiert ist (handelt es sich um eine Freizeitunterhaltung unter Freunden, oder um eine fachliche Diskussion im Kollegenkreis) Die Situation definiert sich aber auch darüber, ob Männer und/oder Frauen an dieser Interaktion beteiligt sind und in der Interaktion auf geschlechtsspezifisch erlernte Weise agieren.

Diese mehr oder weniger bewussten Vorgänge, die Frauen und Männer im Erwachsenenalter längst internalisiert haben und ständig wieder neu herstellen, nennt man „doing gender“. Und dieser Vorgang des „doing genders“ wird in jeder Interaktion mit anderen Menschen hergestellt. Man geht davon aus, dass Frauen und Männer je unterschiedlich „gendern“ - je nachdem ob ihr Gegenüber ein Mann oder eine Frau, ein weibliches oder männliches Kind oder Jugendlicher ist. Gendern bedeutet also „Geschlecht ausüben“, „Geschlecht darstellen“. Dies impliziert, dass Frauen und Männer in einer bestimmten Art und Weise handeln, um für andere als Frau oder Mann wahrgenommen zu werden. Das bezieht sich auf die Art und Weise sich zu bewegen, zu sprechen, auf Mimik, Gestik und auf die Kleidung. Aber nicht nur darauf, wie Meuser (vgl. 2004) sehr anschaulich ausführt:

- Ein weiteres Beispiel dafür ist der **Kommunikationsstil**: Wer darf wen in Diskussionsrunden unterbrechen? Tradiert ist, dass mächtigere Menschen, weniger mächtige Menschen in Gesprächsrunden eher unterbrechen dürfen, und Forschungen zeigen, dass in Gesprächsrunden Männer eher Frauen unterbrechen können und davon auch eher Gebrauch machen; Frauen, die aggressiv, laut und provozierend auftreten, handeln nicht normgerecht. Diese Zuschreibungen werden bei Männern eher neutral dem männlichen Habitus zugeschrieben;

- **Rituale** im Umgang mit dem gleichen oder dem anderen Geschlecht. Z. B. wer hält wem die Tür auf, wer kocht Kaffee im Büro? Oder bezogen auf gleichgeschlechtliche Rituale, z. B. „Kampftrinken“ bei Jugendlichen, aber auch Formen des sportlichen Wettbewerbs, die (noch) häufiger von männlichen Jugendlichen gesucht werden, sind rituell und geschlechtsspezifisch ausgeprägt;
- Auch **Körperstrategien** spielen hier eine Rolle: Männer agieren oft „raumgreifender“, beanspruchen mehr Platz in Räumen. Frauen beschränken sich eher, das kann man in öffentlichen Verkehrsmitteln ganz gut beobachten.

Für Kinder sind Geschlechterroutinen noch nicht gegeben; sie müssen sich die Regeln der Geschlechterunterscheidung erst aneignen. Sie differenzieren in der frühen Kindheit mit Hilfe von Symbolen, z. B. durch Betrachten von Kleidung, Schmuck oder auch Frisuren. Erst mit der Zeit begreifen sie, dass sich die Geschlechtszugehörigkeit mit dem Austausch dieser Symbole nicht ändert und z. B. ein Mann auch ein Mann bleibt, wenn er Kleider trägt. Dieses Lernen beinhaltet auch, dass soziale Symbole für natürliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern stehen und dass männlich klassifizierte Merkmale einen dominanten Status haben (vgl. Gildemeister/Robert 2011:96).

„Bei voll sozialisierten Mitgliedern einer Gesellschaft erfolgen dabei sowohl die Darstellung als auch die Interpretation der Darstellungsleistung so routiniert und unexpliziert, dass diese für die Beteiligten selbst zumeist ungesehen bleibt, auch für z. B. wissenschaftliche Beobachter nur schwer zu entschlüsseln sind. Geschlecht und die meisten seiner Komponenten und Konnotationen erscheinen als *zweifellos* und *so* gegeben.“ (Gildemeister/Robert 2011: 96; Hervorhebung im Original).

Wie kann man diesen Vorgang des „doing gender“ überprüfen, wenn er doch körperlich eng mit uns verbunden ist und er sich überwiegend unbewusst abspielt? Man kann dies überprüfen – und die Forschung hat das im berühmten Fall „Agnes“ auch getan, wenn z. B. transsexuelle Menschen nach einer Operation von einem Geschlecht in das andere, das „gendern“ im neuen Geschlecht lernen müssen und dabei, aus der zwar heiß ersehnten, aber dann doch nicht so einfachen zu spielenden Rolle fallen. Schwierig wird es mit dem „doing gender“ auch dann, wenn in einer Interaktion nicht unmittelbar klar ist, ob wir es mit einer Frau oder einem Mann zu tun haben: Wenn Frauen und Männer auf Situationen treffen, in denen sie das Gegenüber nicht klar einem Geschlecht zuordnen können, berührt dies die Interagierenden höchst unangenehm und macht sie praktisch handlungsunfähig. Es scheint also durchaus nicht gleich zu sein, ob wir es mit Männern oder Frauen als Gegenüber zu tun haben. Und noch einmal bezogen auf Neugeborene und eher als Randbemerkung: Wenn irgendwo mitgeteilt wird, dass ein Kind auf die Welt gekommen ist, dann ist häufig die erste Frage: Was ist es – ein Junge oder ein Mädchen? Es scheint eine sehr wichtige Frage zu sein für die künftige Interaktion.

In Interaktionen mit anderen Menschen fließen also immer – sozusagen fest gesetzt, aber häufig un bemerkt, ein:

- unterschiedliche Verhaltenserwartungen an Frauen und Männer: z. B. *Fürsorglichkeit bei Frauen, Technikaffinität bei Männern*;
- Stereotype Vorstellungen was männlich oder weiblich ist: *wer angeblich mehrere Dinge gleichzeitig erledigen kann und wer nicht*;
- und auch Bilder, die in der Werbung transportiert werden, prägen das Bild von Männlichkeit oder Weiblichkeit. Z. B. *von glücklichen Frauen, die Schokoschnitten verteilen oder von erfolgreichen Männern, die ihrem Erfolg einem schnittigen Auto oder einem fantastischen Deo verdanken*.

Der Impuls des Wiederherstellens der traditionellen Geschlechterordnung in Interaktionen bietet aber Chancen zur Veränderung: Es muss nicht alles so bleiben wie es ist! Der Prozess des „doing gender“ ist für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler auch deswegen interessant, weil mit ihm Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern einerseits zementiert, aber auch verändert werden können.

Die soziale Konstruktion von Geschlecht zeigt sich nicht nur in der direkten Interaktion, sondern auch in der geschlechtstypischen Berufswahl. Ingenieurberufe werden eher von Männern bevorzugt, soziale Berufe eher von Frauen. Hier fließen traditionelle Vorstellungen davon ein, was Männer oder Frauen angeblich besser können (vgl. Meuser 2004). Und diese Geschlechtszuweisung ist veränderbar: Während z. B. der Arztberuf noch vor Jahrzehnten fast ausschließlich männlich besetzt war, ist der Frauenanteil unter den Studierenden der Humanmedizin mittlerweile auf über 60% gestiegen (vgl. Lenz/Adler 2010: 170). In der ehemaligen DDR haben Mädchen und Frauen zu einem sehr viel höheren Anteil in technischen Berufen gearbeitet als im Westen der Republik. Technikaffinität liegt also nicht in den Genen. In Bezug auf die Sozialarbeit war Alice Salomon von einer naturgegebenen Fähigkeit zur „Mütterlichkeit“ überzeugt, unabhängig davon, ob Frauen nun Mütter waren oder auch nicht (vgl. Ehlert 2012: 34). In der Sozialen Arbeit ist die Zuweisung als sogenannter weiblicher Beruf von Beginn an „gesetzt“. Geschlechtstypisch ist hier in vielen sozialen Einrichtungen, dass die wenigen Männer, die den sozialarbeiterischen Beruf ergreifen, dann auch eher Führungs- und Leitungsaufgaben übernehmen und Frauen überwiegend in der direkten Arbeit mit Klientinnen und Klienten tätig sind.

In den letzten Jahrzehnten kann man verfolgen, dass es in Bezug auf die Ungleichheit der Geschlechter gegenläufige Entwicklungen gibt. Grundsätzlich ist in der Denkkonstruktion des genders der Gestaltungshorizont offen und kulturell sowie im Zeitablauf wandelbar. Allerdings sind tradierte Vorstellungen wie sich Frauen und Männer benehmen sollen, „wie sie sind“, sehr verankert und es wäre naiv zu glauben, dass man mit bewussten Interaktionen jahrhundertlang gewachsene kulturelle Zuweisungen in kürzester Zeit ändern könnte. Aber: Steter Tropfen höhlt den Stein und um mit Anthony Giddens zu sprechen: Handeln, also bewusste Interaktion, nimmt Einfluss auf die Struktur und umgekehrt. Die bewusste „Störung“ sprachlicher Routinen und die Verwendung einer geschlechtersensiblen Sprache sind nur ein Beispiel dafür, wie Routinen langsam aufgebrochen werden können.

Wenn man die Mikroebene der Interaktion verlässt und die Veränderungen in verschiedenen Gesellschaftssystemen fokussiert, kann man auch hier konstatieren, dass durchaus – allerdings innerhalb von Dekaden – Veränderungsprozesse sichtbar werden. Prägnant zeichnet sich dies im Bereich der Bildung ab. Der Ausbau des tertiären Bildungssystems und die Durchlässigkeit zwischen den Bildungssäulen haben dazu geführt, dass die sprichwörtlichen bildungsbenachteiligten „katholischen Mädchen vom Lande“ der 1950er Jahre aufgeholt haben und nun zu den Bildungsgewinnerinnen zählen, während die Bildungsverlierer heutzutage durch Jungen mit Migrationshintergrund in den Großstädten abgebildet werden.

Die Verschiebungen in den Ungleichheitsprozessen entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern werden durch die zunehmende funktionale Differenzierung von Wirtschaft, Politik, Recht, Bildung und Religion in modernen Gesellschaften befeuert. „Der Geschlechterunterschied verliert damit seine traditionelle, vormoderne Funktion für die Strukturierung von Gesellschaften. Dies deutet darauf hin, dass unser Geschlechterbegriff mittlerweile überdeterminiert ist und einen Überschuss an geschlechtsspezifischen Zuschreibungen produziert“ (Rose 2007: 8). Dazu kommt, dass die Bedeutung von Körperkraft für die meisten Arbeiten in einer Dienstleistungsgesellschaft nicht mehr maßgeblich ist.

Böhnisch und Funk ergänzen: „Dem entspricht ein ökonomisches System, das durch hohe Flexibilität und Variabilität in den Anforderungen an die Menschen gekennzeichnet ist, ‚soft skills‘ genauso abfordert wie gerichtete Arbeitsqualifikationen und für das daher die starren Geschlechterrollen in manchen Bereichen der Arbeitswelt dysfunktional geworden sind. Die geschlechterhierarchische Trennung von Produktion von Reproduktion scheint zunehmend aufgehoben.“ (Böhnisch/Funk 2002:30).

Dass im Laufe einer männlichen oder weiblichen Erwerbsbiografie dennoch vielfach geschlechterbezogene Ungleichheiten auftreten (z. B. Karriereentscheidungen in Paarbeziehungen) wird individualisiert und zumindest im frühen Erwachsenenalter kaum reflektiert. In Hochschulseminaren, wenn Studierende über Ungleichheiten in der Gesellschaft, bezogen auf das Geschlecht, berichten sollen, dann kommt diese Grundhaltung auch sehr klar zutage. Die Studentinnen formulieren häufig: „Es mag ja viele Ungleichheiten in der Gesellschaft geben, aber die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen haben wir nicht erlebt und deshalb sind Geschlechterungleichheiten ‚alte Zöpfe‘, über die wir Studierenden nicht mehr diskutieren

wollen.“ Warum wir an der Hochschule die Studierenden dann doch an diese Diskussion heranführen, liegt daran, dass das „doing gender“ auch die alltägliche Arbeit der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter betrifft und in jeder Interaktion mitschwingt.

## 2. Gender und Soziale Arbeit

Seit den 1970er Jahren – ausgelöst durch die Impulse der Frauenbewegung - wird darüber diskutiert, inwiefern das Thema „gender“ für die Soziale Arbeit von Relevanz ist. Die Autoren Heide Funk und Lothar Böhnisch, die als Genderexperten arbeiten, formulieren: „wer meint, ‚geschlechtsneutral‘ arbeiten zu können, arbeitet unprofessionell“ (Böhnisch/Funk 2002: 18). Der Genderaspekt tangiert die Soziale Arbeit auf drei Ebenen:

- a) in Bezug auf die Geschlechtersensibilität des einzelnen Sozialarbeiters, der einzelnen Sozialarbeiterin;
- b) in Bezug auf den Umgang mit Klientinnen und Klienten und den Zuschnitt von Angeboten;
- c) in Bezug auf die Organisation, in der Sozialarbeit jeweils geleistet wird.

### *Zu a) Geschlechtersensibilität für SozialpädagogInnen*

In die Herstellung professioneller Leistung fließt auch die eigene Geschlechtsidentität des Sozialarbeiters/der Sozialarbeiterin ein. Insofern ist es insbesondere für angehende Sozialarbeiterinnen wichtig zu wissen, von welchen Zuordnungen, Werturteilen ihr eigener Zugang zur Sozialen Arbeit in Bezug auf Geschlecht geprägt ist. Hierzu werfen die Studierenden an der Dualen Hochschule in Übungen einen Blick auf die eigene Geschlechtersozialisation und reflektieren die eigene Erziehungsgeschichte im Hinblick auf Geschlecht.

### *Zu b) Soziale Arbeit in Bezug auf KlientInnen*

Soziale Arbeit richtet sich als helfende professionelle Dienstleistung an unterschiedliche Menschen, mit unterschiedlichen Bedürfnissen und biografischen Hintergründen. Die KlientInnen sind immer auch Frauen und Männer, Jungen und Mädchen. Sehr vereinfacht gesagt: die auftretenden Probleme werden auch von KlientInnen nach erlerntem Geschlechterschema bearbeitet und ganz holzschnittartig kann man folgendes Schema häufig beobachten:

- Männer reagieren sich in Krisen eher nach außen ab; tragen Gewalt häufiger nach außen;
- Frauen versuchen häufig, Krisen eher sozusagen nach „innen“ zu bewältigen; Störungen äußern sich hier oft in Selbstaggression, oder mit Hilfe von psychischen Druckmitteln (vgl. Böhnisch/Funk 2002: 13).

Und dies nicht, weil die Natur dies so vorgegeben hat, sondern weil im Laufe der Sozialisation bestimmte geschlechtsspezifische Muster der Problembewältigung eingeübt werden. Die Angebote, die die Soziale Arbeit bereit stellt, sollten beides im Blick haben: Zum einen zuzulassen, dass sich die Problembewältigung gemäß traditioneller Geschlechtersozialisation bestätigt und hierzu anschlussfähige Angebote anzubieten; aber auch neue, erweiterte Interaktionsfelder und Arenen bereitzustellen, die zur Geschlechtergleichheit beitragen können.

Hierzu ein Beispiel, das kürzlich in der Wochenzeitung „Die Zeit“ veröffentlicht wurde und das dafür steht, dass Probleme gut mit geschlechtsspezifisch anschlussfähigen Lösungen bearbeitet werden können. Es handelt sich hier um die Therapie von Depressionsdiagnosen. In der Therapie wurde festgestellt: „Männer sind anders depressiv als Frauen. Sie haben andere Symptome, ihre Suizidrate ist drei Mal so hoch.“ Die derzeitige Behandlung von Depressionen passt wenig oder gar nicht zu den Bedürfnissen männlicher Patienten.“ Männer lehnen die themenoffenen Gesprächsrunden ab und wollen sich dort auch nicht öffnen, das hat einen findigen Arzt dazu gebracht, alternative Angebote, die an tradierten Praktiken anschließen, aufzutun. Er hat zunächst einmal Fußballtore gekauft, und zur Aktivierung der Patienten wird zunächst Fußball gespielt und der Teamgedanke forciert. Weitere Teambildungsspiele, die mit Wettkampf und Körperlichkeit zu tun haben, wurden eingeführt. Außerdem wurden Suchtberatung und –therapie mit in das Angebot aufgenommen, da insbesondere Männer Depressionen häufig mit Alkohol „zu kurieren“ versuchen. Das Angebot der „Gesprächsrunde“ wird erst später in die Therapie eingeführt und wird dann ausschließlich



von Männern frequentiert:

*„Gruppentherapie am Klinikum Wahrendorff: Es geht um Statistik. ‚Warum haben Frauen fast doppelt so häufig depressive Episoden wie Männer?‘ Werden die Männer gefragt. ‚Eigentlich sind es wohl gleich viele, aber Männer geben es halt nicht zu. (...) ‚ne Kiste Bier, und dann ist gut. Alle lachen. [Ein Teilnehmer] schiebt hinterher: Es liegt wohl am starren Männerbild. Bloß keine Schwäche zeigen, dominieren und überlegen sein – auch anderen Männern gegenüber.“ (Schneider 2012:36).*

Lenkt man den Blick auf weitere Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit, dann haben sich in einigen Arbeitsfeldern genderbezogene Arbeitsweisen bereits etabliert, zum Beispiel in der

- Mädchen- und Jungenarbeit im Bildungsbereich und in der offenen Jugendhilfe;
- bei der Zusammensetzung von Geschlechterkonstellation in Beratungssituationen oder z. B. bei Hausbesuchen des Allgemeinen Sozialen Dienstes des Jugendamtes;
- auch in Bezug auf Aktivierungsarbeit für SeniorInnen in der stationären Pflege kann man sich geschlechterspezifische Aktivierungen vorstellen, die nicht nur hausarbeiterische, sondern z. B. auch handwerkliche Ressourcen ansprechen.

#### *Zu c) gender in Bezug auf Organisationen*

Die Auseinandersetzung mit dem „sozialen Geschlecht“ in Bezug auf Organisationen wird mit dem Begriff des Gender Mainstreaming erfasst. Entstanden ist die Idee des Gender Mainstreaming bereits in den 1980er Jahren vor dem Hintergrund internationaler Frauen- und Entwicklungspolitik. Die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union haben sich 1999 verpflichtet, Gender Mainstreaming in ihre Politik zu integrieren. In Deutschland wurde die Zielsetzung folgendermaßen formuliert: „Gender Mainstreaming ist eine Strategie, um durchgängig sicherzustellen, dass Gleichstellung als Staatsaufgabe (...) insbesondere von den Akteurinnen und Akteuren in der öffentlichen Verwaltung verwirklicht wird“ (Bereswil/Ehlert 2011: 148). Gender Mainstreaming beinhaltet ein Bündel von Maßnahmen, die in Organisationen dazu führen sollen, dass Entscheidungsprozesse unter Beachtung von gender verlaufen. Das bedeutet, dass in Organisationen von oben nach unten (top down) Entscheidungsprozesse implementiert werden, die gleiche Entwicklungsmöglichkeiten für beide Geschlechter beinhalten sollen. Wie geht man vor? Durchgesetzt hat sich die Abfolge von drei Arbeitsschritten. Die sogenannte Drei-R-Methode:

- Wie sind die Geschlechter in einer Organisation repräsentiert? (Prozentuale Geschlechterverteilung in der Organisation)
- Welche Ressourcen werden in der Organisation eingesetzt? (In welchem Anteil für welches Geschlecht?)
- Wie sehen die Realitäten der alltäglichen Arbeit aus?

Der Ansatz des Gendermainstreamings ist nach und nach ein managementorientiertes Konzept geworden. Indem gefragt wird: Wie lassen sich denn die Ressourcen, die Männer und Frauen mitbringen, gewinnbringend für eine Organisation einsetzen? Begleitet wird die Einführung von Gender Mainstreaming häufig durch Gender Trainings für die Führungskräfte, in denen das vorhandene Geschlechterwissen reflektiert werden soll.

Bezogen auf die Beschäftigung von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen in den unterschiedlichen Organisationen könnten in diesem Zusammenhang die „heimlichen“ Ungleichheiten, die sich im Arbeitsalltag etablieren, in den Blick genommen werden. Fragen hierzu könnten sein: Wer wird wann befördert? Aus welchen Gründen? Welche Arbeitsprozesse werden von wem verrichtet? Welche Arbeitszeiten haben sich durchgesetzt und wer profitiert davon?

### 3. Fazit

Die methodische Übung in der Frauen- und Geschlechterforschung, die wir an der Dualen Hochschule für die Erstsemester anbieten, soll den Studierenden aufzeigen, dass gender sowohl für die Organisationsentwicklung als auch für die Arbeit mit Klientinnen und Klienten eine Rolle spielt und es soll den Studierenden die Möglichkeit gegeben werden, einen reflektierten Umgang mit dem eigenen „doing gender“ zu vermitteln. Der „Dreiklang“ der Genderkompetenz, der sich auf Fachwissen, Praxiskompetenzen und Selbstkompetenzen bezieht (vgl. Kunert-Zier 2011), ist Voraussetzung dafür, dass ein Anliegen der Sozialen Arbeit in den Blick genommen werden kann, nämlich geschlechtsspezifische Benachteiligungen und Ungleichheiten zu erkennen und auf Chancengleichheit für beide Geschlechter hinzuwirken.

### Literatur

Bereswil, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2011): Gender Mainstreaming. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München. S. 148 – 150.

Böhnisch, Lothar/Funk, Heide (2002): Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Weinheim und München.

Ehlert, Gudrun (2012): Gender in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen. Schwalbach.

Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2011): Doing gender. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München. S. 95 -98.

Kunert-Zier, Margitta (2011): Genderkompetenz. In: Ehlert, G./ Funk, H./Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München. S.153 – 155.

Lenz, Karl/Adler, Martina (2010): Geschlechterverhältnisse. Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung. Band 1. Weinheim und München.

Meuser, Michael (2004): Geschlecht und Arbeitswelt – Doing Gender in Organisationen. Vortrag in Halle beim Workshop Gender Mainstreaming in der Organisationskultur. Download am 5. 3.12. unter: [www.dji.de/kjhgender/Vortrag290404meuser.pdf](http://www.dji.de/kjhgender/Vortrag290404meuser.pdf)

Rose, Lotte (2007): Gender und Soziale Arbeit. Annäherungen jenseits des Mainstreams der Genderdebatte. Band 16 der Reihe: Grundlagen der Sozialen Arbeit hrsg von Karin Bock et al. Baltmannsweiler.

Schneider, Christina (2012): Bloß kein Gequatsche. In: Die Zeit vom 23. Februar 2012. Nr. 9 S. 36.

# SOZIALARBEIT, SYSTEMTHEORIE UND SYSTEMISCHE BERATUNG

## 1. Beratungs- und Therapieansätze mit „systemischem Bezug“

Seit geraumer Zeit erfahren systemtheoretische Ansätze in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen eine zunehmende Bedeutung. Scheint es doch, mit Hilfe systemtheoretischer Modelle deutlich besser zu gelingen, komplexe Vorgänge beschreiben und erklären zu können, als mit linearen monokausalen Ansätzen. Damit ist auch Abstand zu nehmen von einem Denken, das darauf ausgerichtet ist, den einen ausschlaggebenden Grund für ein bestimmtes Ereignis zu finden, um dann wirksam Einfluss nehmen zu können.

Berufe ich mich auf einen systemischen Ansatz, impliziert das, Wirklichkeit entlang einer bestimmten Perspektive zu erfassen. Die Definition von Bertalanffy (1972, S. 18) bringt diese Perspektive auf den Punkt, wenn er ein System als „eine Anzahl von in Wechselwirkung stehenden Elementen“ definiert. Und nehmen wir es vorweg, das Interessante für uns sind in der Sozialen Arbeit vor allem die Wechselwirkungen zwischen Personen, die sich in einem Beziehungsgeflecht befinden, das z. B. Familie heißen kann.

Insofern besteht das „systemische Prinzip“ der Sozialen Arbeit, und hier zitiere ich Lüssi aus seinem Buch Systemische Sozialarbeit (2008, S. 219), darin, „soziale Probleme und die soziale Problemlösung primär unter systemischen Gesichtspunkten zu verstehen: z. B. in den Kategorien der (mangelnden) Systemzugehörigkeit, einer (unzureichenden) Systemfunktionalität und (negativer) Systembeziehungen“. Problemlösung bedeutet demnach, eine „Neu- bzw. Umorganisation sozialer Zusammenhänge“ (Lüssi 2008, S. 220) anzustreben. Nach dieser gleichermaßen knappen wie allgemeinen Einlassung zum „systemischen Ansatz“ folgt dann der praktische Teil mit einer Liste an methodischen Prinzipien, wie (systemisch) vorgegangen werden kann (Lüssi 2008, S. 213ff.). Ganz ähnlich verhält es sich im Hinblick auf systemische Beratung und Therapie, auf die ich an dieser Stelle kurz eingehen will. So wird im „Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung“ von Schlippe und Schweitzer (10. Auflage, 2007) nachgezeichnet, wie ab den 50iger Jahren familientherapeutische Ansätze entstanden sind. Einen besonderen Einfluss schreibt man dabei den erkenntnistheoretischen Überlegungen zur Autopoiesis ab den 80igern zu. Im wesentlichen übernahm man den Gedanken, dass ein zielgerichtetes und unmittelbares konstruktives Eingreifen in Systeme nicht möglich ist. In der Folge entwickelten sich dann vielfältige Therapie- und Beratungsansätze, die sich jedoch weniger auf ein konsistentes systemtheoretisches Konzept beziehen, sondern im wesentlichen geprägt sind durch gewisse Prämissen und Haltungen. Verweisen kann man zudem stolz auf einen Werkzeugkoffer systemischer Methoden und Interventionstechniken, auf die wir später noch kommen. Ganz offensichtlich ist es aber so, dass systemische Sozialarbeit sowie systemische Therapie und Beratung wirken, man weiß aber nicht so genau, warum. Oder anders formuliert: Man verfolgt hier wie dort einen pragmatischen Ansatz ohne expliziten Theoriebezug, weil man es sich leisten kann, denn das Selbstverständnis ist darauf gerichtet, Probleme zu lösen und das funktioniert gut.

## 2. Theorie sozialer Systeme

Im Folgenden soll jedoch etwas ehrgeiziger an das Thema herangegangen und eine Systemtheorie genauer anschaut werden, die maßgeblichen Einfluss auf systemische Beratungs- und Therapieansätze hatte und hat und vielleicht gibt es ja auch einen Zusatznutzen im Hinblick auf die Erklärungskraft, die uns diese Theorie auch für andere Zusammenhänge in der Sozialen Arbeit liefert.

Und nicht zuletzt fordert auch die Internationale Vereinigung der Sozialarbeiter/innen, dass Sozialarbeiter/innen Theorien sozialer Systeme bei ihrer Arbeit anwenden können sollen (IFSW und IASSW, Ethik in der Sozialen Arbeit – Erklärung der Prinzipien, 2004).

Autopoiesis als Schlüsselbegriff der Theorie sozialer Systeme beschreibt ein Organisationsprinzip, das zunächst von den Biologen Maturana und Varela<sup>1</sup> im Hinblick auf lebende Gebilde beschrieben wurde. Gemeint ist damit, dass sich diese in einem rekursiven Prozess selbst herstellen und erhalten, indem sie die Komponenten, aus denen sie bestehen, selbst erzeugen und zwar mittels der Komponenten, aus denen sie bestehen. Eine Zelle erzeugt also die Bestandteile, aus denen sie besteht, selbst und zwar eben durch jene Bestandteile, aus denen sie besteht (Proteine, Nukleinsäuren). Mit Hilfe der Zellmembran grenzt sich die Zelle von ihrer Umwelt ab und bildet eine operierende (agierende) Einheit. Insofern lassen sich autopoietische Systeme einerseits als operativ geschlossene Systeme beschreiben. Geschlossen insofern, da sie sich bei ihren Operationen ausschließlich auf sich selbst beziehen. Damit ist Selbstreferentialität (Selbstbezüglichkeit) ein wesentliches Merkmal des autopoietischen Organisationsprinzips, das auf dem beschriebenen rekursiven Organisationsprinzip basiert: Die Produkte und Ergebnisse von Operationen dienen als Grundlage für weitere Prozesse.

Andererseits und notwendigerweise sind autopoietische Systeme aber auch **offene Systeme**. Jede Zelle steht im Kontakt mit ihrer Umwelt, mit der sie Energie und Materie austauscht. Der scheinbare Widerspruch zur vorher postulierten Geschlossenheit lässt sich jedoch auflösen: Der Umweltkontakt (also die Offenheit) wird durch das autopoietische Organisationsprinzip (also die Geschlossenheit) erst ermöglicht. Damit ist operative Geschlossenheit die Voraussetzung für Umweltoffenheit. Das bedeutet: Der Austausch von Energie und Materie zwischen Zelle und Umwelt (also die Offenheit) wird von der Zelle gesteuert und kanalisiert und zwar nach Maßgabe ihrer internen Operationen (Geschlossenheit). Es liegt also ein ganz spezifischer bzw. selektiver Umweltkontakt vor, der allerdings von der Zelle ausgeht und der nicht von außen (durch die Umwelt) bestimmt werden kann. Die Zelle regelt den Austausch mit ihrer Umwelt also selbst. Sie nimmt nur das auf, was sie für die (Re-)Produktion ihrer Bestandteile und damit für ihre eigene Selbsterstellung und Selbsterhaltung benötigt. Systeme sind damit autonom, aber nicht autark. Sie sind nicht autark, da sie auf Ressourcen der Umwelt angewiesen sind, sie sind jedoch autonom, indem der Austausch mit der Umwelt allein von den (eigenen) Systemoperationen abhängt und damit von der Zelle selbst bestimmt wird.

Bevor nun das Organisationsprinzip der Autopoiesis auf soziale Systeme übertragen wird, muss vorab auf psychische Systeme eingegangen werden, die eine notwendige Voraussetzung dafür sind, dass es zu sozialen Systemen überhaupt kommt. Als spezifische Elemente von psychischen oder Bewusstseinsystemen schlägt Luhmann Vorstellungen bzw. Gedanken vor, wobei damit jedoch eine bestimmte Fähigkeit des Bewusstseins hervorgehoben wird und Fähigkeiten wie Wahrnehmen, Fühlen und Wollen unterbelichtet bleiben.<sup>2</sup> Gemäß des Organisationsprinzips der Autopoiesis werden Gedanken und Vorstellungen (als Systemkomponenten) durch nichts anderes erzeugt, als eben durch Gedanken und Vorstellungen (operative Geschlossenheit). Ein Gedanke erscheint, aber schon im nächsten Moment verschwindet er wieder und wird durch einen neuen ersetzt, den er damit gleichsam erzeugt. Das Bewusstsein produziert also in einem rekursiven Prozess Gedanken aus Gedanken. Wir halten fest: Ein psychisches System ist also ein sinnhafter Zusammenhang von Gedanken und Vorstellungen, die fortlaufend erzeugt werden, und zwar durch vorangegangene Gedanken und Vorstellungen.

Dabei ist das Bewusstseinsystem zwingend auf Beiträge der Umwelt angewiesen (Offenheit). Nichtsdestotrotz entstehen die Gedanken ausschließlich im Bewusstseinsystem und nirgends sonst (operative Geschlossenheit). Zwischen zwei Bewusstseinsystemen gibt es keinen unmittelbaren Kontakt. Kein Bewusstseinsystem kann die Gedanken eines anderen Bewusstseinsystems denken. Damit sind Bewusstseinsysteme füreinander Umwelt.

Luhmann hat auf der Basis des Autopoiesis-Konzeptes von Maturana und Varela seine Theorie sozialer Systeme weiterentwickelt (Luhmann 1984). Das bedeutet, soziale Gebilde werden als geschlossen operierende Einheiten beschrieben, die sich mittels der (rekursiven) Produktion ihrer Elemente selbst erzeugen und erhalten.

Damit scheiden Menschen als die Elemente sozialer Systeme aus. Der Mensch ist viel zu komplex, als dass er selbst ein (einziges) System oder gar nur ein Element eines Systems sein könnte. Er besteht aus vie-

1 Einen guten Überblick hierzu geben Kneer/Nassehi in ihrer Einführung zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, München 2000, 4. Aufl., an denen ich mich hier orientiere.

2 Luhmann, Niklas 1992: Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme. In: H. R. Fischer, A. Retzer und J. Schweitzer: Das Ende der großen Entwürfe. Frankfurt a. M., S. 117-131.

len Teilsystemen; das Bewusstseinssystem haben wir kennen gelernt, andere, wie das Nervensystem und Herzkreislaufsystem, benötigen wir für unser Thema nicht.. Als Letztelement sozialer Systeme bezeichnet Luhmann Kommunikationen. Handlungen deswegen nicht, weil diese fälschlicherweise immer einer Person zugeschrieben werden, wohingegen sie sich dem Grunde nach immer zwischen Menschen vollziehen und entfalten. Ansonsten wäre es einfaches Verhalten, wie z. B. den Regenschirm aufspannen. Der Begriff der Kommunikation trägt dem Gedanken, dass sich Soziales durch das Aufeinandertreffen von Menschen entfaltet, besser Rechnung.

Damit sind soziale Systeme Kommunikationszusammenhänge, die sich selbst erzeugen und aufrecht erhalten. Menschen sind damit Umwelt für soziale Systeme, aber gleichwohl notwendige Voraussetzung dafür, dass es zu Kommunikationen kommt, die sich fortlaufend selbst erzeugen. Alles Soziale oder das, was wir im weitesten Sinn als Gesellschaft bezeichnen, besteht aus Kommunikationen, für deren Zustandekommen Menschen unerlässlich sind und zwingende Voraussetzung sind. Die Menschen selbst konstituieren jedoch nicht Gesellschaft, sondern das, was sich zwischen ihnen abspielt und wofür sie unersetzliche Beiträge liefern, nämlich Kommunikationen.

Soziales Geschehen ist also ein selbstreferentieller (selbstbezüglicher) Prozess der Erzeugung von Kommunikation durch Kommunikation: Bei der Erzeugung einer neuen Kommunikation bezieht sich das System ausschließlich auf sich selbst. Das bedeutet, ob es zu einer neuen Kommunikation kommt und inwiefern ein Umweltkontakt hergestellt wird, wird innerhalb des Systems festgelegt (operative Geschlossenheit). Jede Kommunikation erzeugt eine eigene Nachfolgekommunikation oder das System hört auf zu existieren.

Das Phänomen, dass zwei unterschiedliche Systeme aufeinander angewiesen sind, ohne dass das eine das andere unmittelbar erzeugt, nennt man strukturelle Kopplung: Keine Kommunikation ohne Bewusstsein und kein Bewusstsein ohne Kommunikation. Das bedeutet, psychische und soziale Systeme haben eigene Qualitäten, sie gehen nicht ineinander auf, gleichwohl sind sie wechselseitig aufeinander angewiesen: Man kann an Kommunikationsprozessen z.B. im Rahmen eines Seminars beteiligt sein, sich aber dennoch davon gänzlich unabhängige Gedanken machen, die niemandem sonst zugänglich sind. Da psychische und soziale Systeme trennscharf voneinander operieren, kann Soziales nur durch Soziales und Psychisches nur durch Psychisches erklärt werden.

### **3. Soziale Arbeit als soziales Hilfesystem**

Wir wollen nun dem Ansatz von Weber und Hillebrand (vgl. 1999, S. 181-201) folgen und den Versuch wagen, Soziale Arbeit als eigenständiges und damit ausdifferenziertes soziales System, und zwar als soziales Hilfesystem, zu beschreiben. Dies bedeutet, wir unterstellen, dass Soziale Arbeit als soziales Hilfesystem durch ein eigenes Medium, eine eigene Leitdifferenz und damit einen eigenen es konstituierenden binären Code charakterisiert ist. Damit verfügt das soziale Hilfesystem in der Konsequenz über eine ganz eigene Art, seine Systemumwelt zu beobachten und in den Blick zu bekommen.

#### **3.1 Funktion der Hilfe**

Bestimmte Problemkonstellationen des Gesellschaftssystems werden aufgrund einer Änderung der Differenzierungsform (jetzt funktionale und nicht mehr segmentäre oder stratifikatorische Differenzierung) virulent. Das heißt, sie bedürfen einer neuen, anderen Art der Bearbeitung und Lösung. Dies ist Ausgangspunkt dafür, dass sich ein neues Funktionssystem bildet. Die Handlungen (besser: Kommunikationen), die sich nun auf die Problemlösung beziehen, kommen mittels eines eigenen Mediums zustande und konstituieren damit einen neuen, eigenen sinnhaften Kommunikationszusammenhang, eben ein neues Funktionssystem. Dieses hat damit die gesellschaftliche Aufgabe oder Funktion, dieses Problem zu bearbeiten. In funktional differenzierten Gesellschaften haben Systeme diese Funktion qua Entstehungsgeschichte exklusiv. Dies bedeutet, dass die hinsichtlich eines Systems vorgenommene Funktionszuschreibung immer auch auf das zu bearbeitende bzw. zugrunde liegende Problem verweist, das es historisch zu betrachten gilt.

Das Problem der Bedürftigkeit (einzelner) wird im Zuge einer funktionalen Differenzierung zu einem gesellschaftlichen Problem. In vormodernen Gesellschaften wurde das Problem in der Familie (segmentäre Differenzierung) oder innerhalb einer Schicht (stratifikatorische Differenzierung) thematisiert. Nun nimmt das Problem die Gestalt einer „personalen Problemlage“ an (Weber/Hillebrand 1999, S. 193 ff.), die in modernen Gesellschaften entstehen kann. Stichworte hierzu lauten: Gestaltungs- und Entscheidungszwang hinsichtlich der eigenen Lebensform, mangelhaftes Life-Management (aufgrund sozialer Deklassierung, ökonomischer Benachteiligung oder psychischer Deprivation) im Hinblick auf Vorleistungen für Inklusion in verschiedene Funktionssysteme (Arbeitsmarkt, Hochschule) und damit unterschiedliche Chancen auf Teilhabe an Gesellschaft. Dies führt zu spezifischen - modernen - Problemlagen der Lebensbewältigung oder zu einem wenig(er) gelingenden Leben. Mit unterstützender Hilfe in der eigenen Familie kann man nicht mehr unbedingt rechnen bzw. es ist für Familienangehörige auch möglich, Hilfe zu verweigern. Andererseits sind moderne Gesellschaften existenziell darauf angewiesen, dass Menschen in persönlichen Problemlagen geholfen wird, da z. B. das Wirtschaftssystem auf leistungsfähige Personen angewiesen ist.

Die Funktion des Hilfesystems kann demnach folgendermaßen beschrieben werden: Es geht um die dauerhafte und damit v.a. verlässliche Bereitstellung von sozialen Hilfen zur dauerhaften Überwindung von Bedürftigkeit. Noch nicht gesagt ist damit, welche Lebenslagen als bedürftig und defizitär betrachtet werden. Dies vorzugeben, ist die Aufgabe von Programmen, auf die sich das System beziehen kann. Mit der Funktionsbestimmung festgelegt wird jedoch, was man von einem System erwarten darf. Es geht also um die Stabilisierung von Erwartungsstrukturen in einer Gesellschaft, womit klar wird, was man von wem (welchem System) zu erwarten, aber auch nicht zu erwarten hat.

Als **Zwischenfazit** kann festgehalten werden, dass der soziale Wandel des Gesellschaftssystems die Notwendigkeit sozialer Hilfe sichtbar macht, da latente soziale Problemlagen manifest werden (Armut, mangelnde Bildung). Der Prozess der Individualisierung, das Dahinschmelzen sozialmoralischer Milieus, erfordert im Hinblick auf eine hochgradig funktional differenzierte Gesellschaft verlässliche Hilfen zur Stabilisierung bedrohter personaler Lebensentwürfe, ohne die Personen wichtigen Teilsystemen der Gesellschaft nicht zur Verfügung stehen können.

### 3.2 Operative Geschlossenheit des Hilfesystems – binäre Codierung und Programme

Die Frage, die sich nun stellt, lautet, welches Medium lässt exklusiv den Kommunikationszusammenhang und damit das Funktionssystem Soziale Hilfe durch eine eigene Leitdifferenz und in der Folge ganz eigene Operationen entstehen? Oder anders gefragt, *wie* kommt das System in Gang und funktioniert daraufhin dauerhaft. Teilsysteme entstehen allgemein durch eine Grundunterscheidung (Leitdifferenz), mit deren zweiwertiger Ausprägung (binärer Code) sie Umwelt beobachten. Welche Unterscheidung muss also getroffen werden, damit es zu der Kommunikation (Handlung) Hilfeleistung kommt. Die Entscheidungsfrage lautet: bedürftig oder nicht-bedürftig und damit in der Konsequenz helfen oder nicht-helfen. Indem sich nun eine Person entschließt, einer anderen wegen erkannter Bedürftigkeit zu helfen und diese sich dazu entschließt, die Hilfe anzunehmen, kommt es zu einer Hilfeleistung und das Hilfesystem wird konstituiert. Natürlich nicht durch eine einmalige Hilfe, sondern durch die Vielzahl der Hilfeleistungen, die alle auf die Unterscheidung bedürftig/nicht bedürftig und damit helfen oder nicht-helfen zurück gehen.

Der binäre Code bedürftig/nicht-bedürftig konstituiert damit das Teil- oder Funktionssystem Hilfesystem. Das Hilfesystem beobachtet Umwelt ausschließlich mittels dieser Leitdifferenz. Alles was wahrgenommen wird, wird unter dem Aspekt bedürftig/nicht-bedürftig wahrgenommen. Einen anderen Filter kennt das System nicht, sonst wäre es ein anderes System. Das Hilfesystem braucht damit auch eine Vorstellung von nicht-bedürftig, ohne die es Bedürftigkeit nicht feststellen kann. Zu einer Kommunikation „Hilfeleistung“ kommt es jedoch nur auf der Seite „bedürftig“. Würde irgendwann einmal keine Bedürftigkeit mehr festgestellt, wäre das Hilfesystem überflüssig und würde (wegen ausbleibender Kommunikationen) schlichtweg aufhören zu existieren.

Jetzt liegt im Grunde die Frage auf der Hand, *wovon* es abhängt, ob die Entscheidung bedürftig oder nicht-bedürftig und damit helfen oder nicht-helfen lautet. Hierbei kann sich das System auf sogenannte Programme (als eine Art Bezugssystem) beziehen. Das sind vorgegebene Bedingungen (oder auch Kriterien) für die Richtigkeit von Entscheidungen. Programme sozialer Hilfe definieren Sachverhalte und Ereignisse als bedürftig in a) sozialer, b) sachlicher und c) zeitlicher Dimension. Durch Rückgriff auf Programme, die für die Öffnung des Systems sorgen, bestimmt das Hilfesystem selbst, welche sozialen Problemlagen als Bedürftigkeit behandelt werden und welche nicht. Programme können natürlich variieren und weiterentwickelt werden (vgl. Weber/Hillebrand 1999, S. 200).

### a) Sozialdimension

Hier wird die Umwelt daraufhin beobachtet, wer bedürftig ist und **wer** nicht. Es geht also darum zu entscheiden, welche **Lebenslage** zum „Fall“ für Soziale Arbeit wird. Die Kriterien, die für Bedürftigkeit sprechen, müssen fachlich nachprüfbar sein. Damit „macht“ das soziale Hilfesystem Personen zu Klienten, indem es sie in das System „hineinholt“ (inkludiert) und damit entscheidet, dass Hilfe geleistet wird. Inklusion bedeutet allgemein die Teilhabe von Personen an bestimmten Kommunikationen und hier konkret die Teilhabe an Hilfeleistungen. Dies widerspricht zunächst dem Gedanken, im Klienten einen gleichberechtigten Partner zu sehen, der wesentlich an der Problemlösung mitwirken muss. Die Kunst ist nun, das eine zu versuchen, ohne das andere auszublenden. Dies bedeutet, den Klienten ernst zu nehmen, ihn zu beteiligen und auf selbstbestimmte Hilfen zu setzen, ohne außer acht zu lassen, dass es zwischen Sozialarbeiter/innen und Klienten ein Gefälle gibt an Wissen, Information und Macht. Und letztlich kommt man an der Tatsache nicht vorbei, dass Hilfe legitimiert sein muss, und das ist sie nur, wenn es auf fachlicher Basis möglich ist, Lebenslagen als bedürftig zu definieren und zu bewerten. Dies bedeutet, Bedarfslagen als Bedürftigkeit zu erkennen und die Bedürfnisse der Klientel in Kommunikation mit der Klientel zu definieren und sichtbar zu machen, zeichnet sozialarbeiterische Fachkompetenz aus. Die Entscheidung Nicht-Bedürftigkeit macht soziale Hilfeleistungen überflüssig. Auf dieser Seite der Unterscheidung besteht für das System keine Anschlussfähigkeit.

### b) Sachdimension

Hier geht es zu klären, welche Ressourcen zum Ausgleich von Bedürftigkeit herangezogen werden können. Dies schließt materielle wie immaterielle Mittel ein. Gefragt wird konkret danach, wo diese Mittel zu finden, zu beschaffen bzw. zu aktivieren sind. Was ist im Nahumfeld von Klienten zu finden und wo geht es um sozialstaatlich garantierte Leistungen? Sozialarbeiter/-innen müssen eine fachliche Vorstellung davon entwickeln können, welche Ressourcen bei welcher Bedarfslage angezeigt sind. Konkret z. B. die Mitarbeiter/-innen eines Jugendamtes, die entscheiden müssen, welche Hilfe zur Erziehung notwendig und angemessen ist, wenn das Wohl des Kindes/Jugendlichen nicht gewährleistet ist.

### c) Zeitdimension

Entlang dieser Dimension ist zu entscheiden, wann eine Hilfe einsetzt und wann sie wieder endet. Auch hier muss mit fachlich nachvollziehbaren Kriterien entschieden werden. Dies ist insbesondere dann nicht einfach, wenn Bedürftigkeit im eigentlichen Sinne (noch) gar nicht vorliegt, sondern auf dem Weg der Prävention versucht werden soll, eine später eventuell eintretende Bedürftigkeit zu verhindern.

Die notwendigen Entscheidungen entlang der drei benannten Dimensionen setzen programmatische Zielvorstellungen voraus. Das bedeutet, das soziale Hilfesystem benötigt möglichst konkrete Vorstellungen davon, was durch Hilfeleistungen bewirkt werden soll und kann. Denn nur auf dieser Basis lässt sich eine begründete Entscheidung darüber treffen, wann eine Hilfeleistung wieder endet; im besten Fall nämlich dann, wenn die gesteckten Ziele erreicht wurden.

Jede Hilfeleistung bezieht sich auf alle drei Dimensionen. Sie ist also mit Entscheidungen darüber verbunden, wem (Klienten), wie (Ressourcen und Methoden) und ab wann bzw. wie lange (Zeitpunkt und Dauer) geholfen wird.

#### 4. Erkenntnisgewinn und Erklärungswert der Theorie sozialer Systeme

Im Hinblick auf systemtherapeutische Ansätze kann es inzwischen als Allgemeingut bezeichnet werden, dass es darum geht, Beziehungen zu verstehen und zu verändern. Der Ansatz zielt also konsequent auf das, was zwischen Menschen besteht und stattfindet. Dabei handelt es sich letztlich um Kommunikationen, wenn man der Theorie sozialer Systeme folgt.

Doch was genau findet statt, wenn auf Beziehungen und damit auf Systemstrukturen eingewirkt werden soll? Sozialarbeiter/-innen bzw. Therapeuten/-innen versuchen über Kommunikationen auf Personen einzuwirken, damit diese dann ihrerseits zukünftig Kommunikationen und damit Beziehungen anders gestalten. Dass dies kein einfacher Weg ist, wird entlang folgender Schritte deutlich:

1. Sozialarbeiter/-innen/Therapeuten/-innen müssen einen Zugang zur Gedankenwelt anderer Personen finden (Wie wird Umwelt wahrgenommen und gedeutet, welche Umweltinformationen werden systematisch ignoriert etc.).
2. Sie versuchen eingeschlossene Gedankenmuster zu hinterfragen oder anders formuliert: es geht um kritisches Irritieren: Selbstverständlichkeiten sollen zunächst gedanklich aufgebrochen werden, um eine andere Sicht der Dinge zu gewinnen. Und hier können wir Methoden wie z. B. **zirkuläres Fragen, Familienskulpturen, Aufstellungen oder Reframing** anführen, die genau diese Zielsetzung verfolgen.
3. Personen entwickeln gedanklich neue Vorstellungen, wie sich Situationen und damit Beziehungen anders gestalten ließen.
4. Personen setzen ihre Erkenntnisse um, es kommt zu neuen Beziehungs- und Kommunikationsstrukturen, womit sich das entsprechende soziale System qualitativ ändert.

Die Erklärungskraft der Theorie Sozialer Systeme geht jedoch über Interaktionssysteme, wie wir sie z. B. in der Familienberatung oder –therapie vorfinden, hinaus, wie ich an folgenden Beispielen zu zeigen versuche.

**Welche Probleme, Konflikte oder Missverständnisse kann es geben, wenn Sozialarbeiter/-innen in Organisationen (bei denen es sich auch um soziale Systeme handelt) tätig sind, deren Funktionen, Aufgabenstellungen, Orientierungen und Handlungsansätze gänzlich andere sind als in der Sozialarbeit?** Und was kann ich als Sozialarbeiter/-in dann sinnvollerweise tun? Diese Konstellation trifft z.B. zu auf Schulsozialarbeiter/innen, Sozialarbeiter/-innen in Kliniken, auf Betriebssozialarbeiter/-innen oder Sozialarbeiter/-innen in der Justiz. Mit Hilfe der Theorie sozialer Systeme können diese Organisationen hinsichtlich ihres Blickwinkels und Perspektive analysiert werden. So geht es im Krankenhaus vorrangig um Behandlung und Pflege, in der Schule um Wissensvermittlung und in Unternehmen um Wertschöpfung. Und aus der Perspektive des Rechtssystems ist nur relevant, was sich mit der Unterscheidung rechtmäßig/nicht-rechtmäßig wahrnehmen lässt, für anderes gibt es kein Sensorium. So kommt es, dass Sozialarbeiter/-innen nicht selten mit Unverständnis reagieren, wenn Angehörige anderer Berufsgruppen der Perspektive von Sozialarbeiter/-innen, die sich auf notwendige Hilfeleistungen bei sozialen Problemen erstreckt, mit Unverständnis oder sogar Ablehnung entgegentreten. Auch kann es vorkommen, dass ein Familienrichter entlang der juristischen Perspektive keinen hinreichenden Grund für einen Sorgerechtsentzug sieht, obwohl die/der zuständige Sozialarbeiter/-in dies für notwendig erachtet. Wie können sich Sozialarbeiter/-innen nun verhalten, wenn sie in Organisationen tätig sind, in denen es vorrangig nicht um Sozialarbeit geht, sie ihre Perspektive aber dennoch in Entscheidungsprozesse einfließen lassen wollen, die durch eine andere – eben nicht sozialarbeiterische Perspektive – geprägt sind? Man muss sich der Sprache des anderen Systems bedienen können, um wahrgenommen und verstanden zu werden. Und bestenfalls kann man damit Entscheidungen innerhalb dieser Organisationen mittelbar beeinflussen. Das heißt, dass die sozialarbeiterische Perspektive Berücksichtigung finden kann, aber nicht muss. Jugendgerichtshelfer/-innen stehen z. B. vor der Aufgabe, eigene Argumentationsketten vor Gericht mit der Leitdifferenz des Rechtssystems zu verknüpfen. Das, was aus sozialen Gründen Not tut, sollte damit verbunden werden können, inwieweit damit versucht werden kann, zukünftigem unrechtmäßigem Handeln eines Jugendlichen entgegenzuwirken. Und ähnlich



verhält es sich in den anderen oben genannten Praxisfeldern. Sozialarbeiter/-innen müssen in der Lage sein, ihre Perspektive, also die Bearbeitung und bestenfalls Lösung sozialer Probleme, mit Bildungserfolg, Heilbehandlung und betrieblicher Wertschöpfung in Beziehung zu setzen. Das heißt z.B. für die Schulsozialarbeiterin anzuerkennen, dass es in der Schule in erster Linie um Wissensvermittlung und Bildungserfolg geht. Gleichzeitig sollte sie aber deutlich machen können, dass mitunter vorrangig oder zumindest gleichzeitig die Lösung sozialer Problematiken ansteht, damit sich ein Bildungserfolg erst einstellen kann.

**Eine typische Konstellation ist auch, dass verschiedene Organisationen (soziale Systeme) mit der gleichen Problemstellung zu tun haben, allerdings aus unterschiedlichen Perspektiven.** Z. B. Sozialarbeit und Gesundheitswesen oder Sozialarbeit und Justiz. Und häufig hört man auch hier von Problemen, die meist als Schnittstellenprobleme oder als Probleme mangelnder oder gar fehlender Zusammenarbeit bezeichnet werden. Systemtheoretisch betrachtet verwundert dies nicht, da es zwischen sozialen Systemen keine Kommunikation gibt, sondern nur zwischen Personen. Das heißt, solange niemand etwas unternimmt, kommunizieren und handeln Organisationen nebeneinander her, weil die Kommunikationen verschiedener Systeme wechselseitig nicht anschlussfähig sind. Es macht keinen Sinn auf Rechtsprechungen mit Hilfeleistungen zu reagieren oder mit Rechtsprechung an Hilfeleistungen anzuknüpfen. Rechtsprechung bezieht sich auf unrechtmäßiges Handeln und Hilfeleistungen auf Bedürftigkeit bzw. soziale Probleme.

Einrichtungen wie das Cochemer Modell, das Projekt „Risikofamilien“ in Ludwigshafen, bei dem Klinik- und Jugendamtsmitarbeiter/-innen zusammenarbeiten und als Frühwarnsystem agieren (Süddeutsche Zeitung vom 29./30.10.2011), und auch die Entwicklung von Case Management als Schnittstellenmanagement sind Beispiele dafür, dass es eines neuen strukturierten Kommunikationszusammenhangs und damit eines neuen sozialen (Interaktions-)Systems bedarf, an dem maßgebliche Personen der beteiligten Organisationen teilhaben müssen, wenn es eine qualitativ vernünftige und verlässliche Kooperation geben soll. So etwas entsteht allerdings nicht von alleine, sondern muss mit klaren Rahmenbedingungen entwickelt werden.

Erklärbar wird auch, warum sich **Organisationen über Jahrzehnte nicht verändern**, obwohl sowohl Mitarbeiter/-innen als auch Führungskräfte nicht dieselben geblieben sind. Organisationen bleiben stabil, wenn Kommunikationsstrukturen und damit die Organisations- und Entscheidungskultur stabil bleiben und zwar unabhängig von Personen.

Zum Schluss bleibt die Hoffnung, dass dieser kurze Einblick in die Theorie sozialer Systeme und der Ausblick auf ihre Erklärungskraft weniger abschrecken als neugierig machen, sich mit einem Ansatz zu beschäftigen, der einen Beratung und Therapie aus einer anderen Perspektive sehen lässt und vielleicht auch dabei hilft zu verstehen, wo die Fallstricke funktional gegliederter Gesellschaften liegen.

## Literatur

v. Bertalanffy, L. (1972): Zu einer allgemeinen Systemlehre, in: Bleicher, K., u.a. (1991): Coach yourself. Persönlichkeitskultur für Führungskräfte, Düsseldorf.

IFSW und IASSW (2004): Ethik in der Sozialen Arbeit – Erklärung der Prinzipien, unter:<http://www.dbsh.de/beruf/berufsethik/berufsethische-prinzipien.html>, aufgerufen am 10.03.2012.

Kneer, G./Nassehi, A. (2000<sup>4</sup>): Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme – eine Einführung, München.

Lüssi, P. (2008<sup>6</sup>): Systemische Sozialarbeit, Bern.

Luhmann, N. (1984): Theorie sozialer Systeme, Frankfurt a. M.

Luhmann, N. (1992): Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme. In: H. R. Fischer, A. Retzer und J. Schweitzer: Das Ende der großen Entwürfe. Frankfurt a. M., S. 117-131.

v. Schlippe, A./Schweizer, J. (2007<sup>10</sup>): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung, Göttingen.







Duale Hochschule Baden-Württemberg Heidenheim  
Baden-Wuerttemberg Cooperative State University

Marienstraße 20  
89518 Heidenheim

Tel. 07321 2722 - 0  
Fax 07321 2722 - 119

[www.dhbw-heidenheim.de](http://www.dhbw-heidenheim.de)



Sie finden uns auch auf Facebook.  
[www.facebook.com/DHBWHeidenheim](http://www.facebook.com/DHBWHeidenheim)



Folgen Sie uns auf Twitter.  
<http://twitter.com/dhbwhdh>